

Andreas M. Scheu *Hrsg.*

Auswertung qualitativer Daten

Strategien, Verfahren und
Methoden der Interpretation
nicht-standardisierter Daten
in der Kommunikationswissenschaft



Springer VS

Auswertung qualitativer Daten

Andreas M. Scheu
(Hrsg.)

Auswertung qualitativer Daten

Strategien, Verfahren und
Methoden der Interpretation
nicht-standardisierter Daten in der
Kommunikationswissenschaft

 Springer VS

Herausgeber

Andreas M. Scheu
Institut für Kommunikationswissenschaft
WWU Münster
Münster, Deutschland

ISBN 978-3-658-18404-9 ISBN 978-3-658-18405-6 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-18405-6>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2018

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist Teil von Springer Nature

Die eingetragene Gesellschaft ist Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Inhaltsverzeichnis

Auswertung qualitativer Daten in der Kommunikationswissenschaft. . .	1
Andreas M. Scheu	
Teil I Methodologische Positionen	
Wenn sie wissen was sie tun ... aber nicht unbedingt warum. Anmerkungen zu Methodik, Erkenntnisinteresse und Folgen für Ausbildung und Innovation.	13
Rudolf Stöber	
Zwischen „gone native“ und „eine von uns“: Reflexionen zu etischer und emischer Positionierung zum Forschungsfeld	29
Christine Lohmeier	
Welchen Mehrwert haben qualitative Typologien jenseits einer bloßen Klassifizierung? Zu Handlungsempfehlungen und theoriebildenden Kombinationen von Typologien	41
Bertram Scheufele und Carla Schieb	
Teil II Auswertung von Interviews	
Prozessorientierte Auswertung von qualitativen Interviews mit Atlas.ti und der Grounded Theory	59
Nadja Zaynel	

Medienalltag verstehen. Auswertungsstrategien der Grounded Theory und der Heuristischen Sozialforschung für multi-methodische Analysen der Medienkommunikation in alltäglichen Lebenswelten	69
Christine Linke und Isabel Schlote	
Blickpunkt Netzwerk. Die Auswertung qualitativer Netzwerkanalysen	81
Senta Pfaff-Rüdiger und Maria Löblich	
Teil III Auswertung von Gruppendiskussionen	
Die Gruppe als Untersuchungseinheit. Anforderungen an die Auswertung von Gruppendiskussionen als Methode zur Erfassung von Medienrezeption in Realgruppen	99
Gabriele Mehling	
Interpretation im Rahmen der Dokumentarischen Methode: Potenziale für die Kommunikationswissenschaft	123
Burkard Michel	
Teil IV Auswertung von Beobachtungsdaten	
Viel gesehen – nichts beobachtet. Techniken der Analyse von Beobachtungsmaterial	145
Annekatriin Bock	
Teil V Auswertung von audiovisuellen Daten	
Die Methode der wissenssoziologischen Videointerpretation	163
Jo Reichertz	
Die Diskursanalyse als Verfahren einer sozialwissenschaftlichen Filmanalyse	177
Thomas Wiedemann	

Teil VI Auswertung von komplexem Datenmaterial**Medienethnografische Porträts als****Auswertungsinstrument: Techniken****der kontextsensiblen Rezeptionsanalyse 193**

Jutta Röser, Kathrin Friederike Müller, Stephan Niemand,
Corinna Peil und Ulrike Roth

Auswertungsstrategien für qualitative**Langzeitdaten: Das Beispiel einer Langzeitstudie****zur Rolle von Medien in der Sozialisation Heranwachsender 209**

Ingrid Paus-Hasebrink, Philip Sinner, Fabian Prochazka
und Jasmin Kulterer

Verbale und visuelle Medienframes im**Verfahrensrahmen der Grounded Theory****analysieren. Methodologische Grundlagen,
Methoden und Forschungspraxis deduktiven****und induktiven Kodierens multimodaler Dokumente 227**

Christian Pentzold und Claudia Fraas

Teil VII Kombination qualitativer und quantitativer**Auswertungsverfahren****Clusteranalysen und qualitative Interviews:****Typenbildung durch „Mixed-Methods“ 247**

Elizabeth Prommer

Vorteile und Herausforderungen von**Mixed-Model-Designs am Beispiel einer****qualitativen Inhaltsanalyse zum Informationshandeln****von Krebspatienten 261**

Elena Link

Oszillieren als Auswertungsstrategie am Beispiel**einer typenbildenden qualitativen Inhaltsanalyse 275**

Burkard Michel und Max Ruppert

Die Verbindung qualitativer und quantitativer Daten in der Datenauswertung am Beispiel einer triangulativen Studie.	293
Christina Ortner	
Qualitative Textanalyse. Blaupause und Potenziale (teil-)automatisierter Verfahren	309
Andreas M. Scheu, Jens Vogelgesang und Michael Scharkow	

Auswertung qualitativer Daten in der Kommunikationswissenschaft

Andreas M. Scheu

1 Einleitung

Auswertungsmethoden, die speziell auf qualitative Daten ausgerichtet sind, differenzieren sich aus und werden ständig weiterentwickelt. Das Feld wächst und gewinnt an Bedeutung. Gleichzeitig wird es schwerer, sich einen Überblick zu verschaffen: „Anyone interested in the current state and development of qualitative data analysis will find a field which is constantly growing and becoming less structured“ (Flick 2014, S. 3). Hieraus entsteht ein Bedarf an methodischer Reflexion und Einordnung. Systematische und vergleichende Überblicke zu Auswertungsverfahren qualitativer Daten sind in der Kommunikationswissenschaft jedoch nicht vorhanden. Im wachsenden Kanon der Methodenliteratur zu qualitativer Forschung werden Auswertungsverfahren oft nur am Rande behandelt (exemplarische Ausnahmen im interdisziplinären Kontext: Flick 2014; Kelle 2008; Kelle und Kluge 1999). Kritisiert wird, dass Methodendiskussionen „oft weit entfernt von der Forschungspraxis geführt [werden], wobei Probleme erörtert werden, die niemanden wirklich interessieren, und methodische Regeln am grünen Tisch entworfen werden, die niemand befolgen kann“ (Kelle und Kluge 1999, S. 7). Für die Kommunikationswissenschaft in Deutschland gilt außerdem, dass es hier „weder eine Fachgruppe zu ‚Methoden der qualitativen Sozialforschung‘ noch Professuren [gibt], die ausdrücklich solchen Verfahren gewidmet wären. Die Zahl der Lehrbücher ist außerdem deutlich kleiner als in der quantitative ausgerichteten Forschung“ (Meyen und Averbek-Lietz 2016, S. 3).

A.M. Scheu (✉)

Institut für Kommunikationswissenschaft, Westfälische Wilhelms-Universität Münster,
Münster, Deutschland

E-Mail: a.scheu@wwu.de

Das hat Konsequenzen für die Methodenausbildung. Studierende, die sich mit qualitativer Forschung auseinandersetzen, lernen meist viel über Erhebungsverfahren, vermissen dann aber oftmals konkrete Anleitungen, wenn es darum geht, die erhobenen Daten auszuwerten, zu interpretieren und in einen Forschungsbericht zu überführen. Darin wird die Gefahr gesehen, dass „die Reputation dieser Methoden in einer Art Abwärtsspirale“ (Meyen et al. 2011, S. 11) sich verschlechtert.

Ein Schritt, um dieser Gefahr entgegenzuwirken, besteht darin, den Auswertungsprozess transparenter zu gestalten. Hierzu ist ein Blick auf die Hinterbühne der Datenauswertung nötig; soweit dies praktisch und ethisch möglich ist. Hier stellen sich Probleme beim Umgang mit sensiblen Daten und dem Schutz der den Befragten zugesicherten Anonymität. Ohne Transparenz in der Datenauswertung sind die vollzogenen Schlüsse und formulierten Erkenntnisse aber nicht überprüfbar – und damit auch nicht wissenschaftlich angreifbar.

Die Diskussion von Auswertungsstrategien in der qualitativen Forschung ist ein Schritt in Richtung Formalisierung und Standardisierung. Dieser Schritt wiederum ist nicht unproblematisch und wird innerhalb der qualitativen Forschung kontrovers diskutiert. Auf der einen Seite wird minimale Formalisierung gefordert. Das gipfelt beispielsweise bei Barney Glaser (1998, S. 1), in einer Mantraartigen Aufforderung: „Just do it. Let’s do it. Do it because it is meant to be. Do it because it is there to be done. Do it because it WORKS.“ Auf der anderen Seite stehen deduktiv-theoriegeleitete teilstandardisierte Studien oder Arbeiten, die qualitative Daten mit Hilfe statistischer Verfahren analysieren.

Die Frage, wie viel Formalisierung und Standardisierung die qualitative Analyse verträgt, oder ob die Datenauswertung besser induktiv oder deduktiv angegangen wird, beantworten die hier versammelten Autorinnen und Autoren jeweils unterschiedlich. Die Beiträge bearbeiten die oben skizzierte Lücke und rücken Auswertungsverfahren für qualitative Daten in den Fokus, die in kommunikationswissenschaftlichen Studien zur Anwendung kommen. Dabei werden methodologische Positionen und konkrete Strategien zur Datenauswertung anhand von forschungspraktischen Beispielen dargestellt. Die Beiträge nehmen unterschiedliche erkenntnistheoretische Positionen ein, vertreten unterschiedliche methodologische Paradigmen, analysieren unterschiedliches Datenmaterial und implementieren verschiedene Auswertungsstrategien. Das bewusst hohe Maß an Inklusion soll einen Überblick über die Auswertung qualitativer Daten ermöglichen und einen Blick über den Tellerrand und die Grenzen der eigenen methodischen „Komfortzone“ hinaus erleichtern.

2 Struktur des Sammelbandes

Dieser Band ist – nach einem allgemeinen Abschnitt zu grundsätzlichen methodologischen Positionen und Fragen – entlang der Datentypen strukturiert, die ausgewertet werden. So werden spezifische Anforderungen sichtbar, die auf Eigenschaften des Datenmaterials zurückzuführen sind. Die auf Texte basierte Auswertung von Interviews, zum Beispiel, stellt Forscherinnen und Forscher vor andere Herausforderungen, als die Auswertung audiovisueller Daten im Falle von Videofilmen. Innerhalb der jeweiligen Abschnitte werden unterschiedliche Strategien sichtbar und vergleichbar, mit diesen spezifischen Anforderungen umzugehen. Das letzte Kapitel befasst sich mit den Möglichkeiten der quantifizierenden Auswertung qualitativer Daten und der Verschränkung qualitativer und quantitativer Auswertungsstrategien.

Die hier publizierten Beiträge dokumentieren ein breites Spektrum der Auswertung qualitativer Daten – ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Um hierbei einen raschen Überblick zu bieten, werden in den nachfolgenden Tabellen unterstützend zur üblichen sequenziellen Zusammenfassung der Beiträge auch Kurztitel, Datengrundlage(n) und Fokus bzw. Auswertungsstrategien aufgelistet.

3 Die Beiträge in diesem Band

Flick (2014, S. 11) nennt zwei Hauptstrategien, wenn es um die Auswertung qualitativer Daten geht:

In the range of approaches to analysing qualitative data, we can find two major strategies. The first one is oriented to reducing big sets of data or the complexity in the data, or to expand the existing material by writing new texts consisting of interpretations about it.

Das hier beschriebene Entweder-Oder stellt sich in den Beiträgen dieses Bandes allerdings meistens als wechselseitige Dynamik dar. Die Datenauswertung pendelt zwischen *Komplexitätsreduktion* und *Komplexitätssteigerung* bzw. *Kontextualisierung*. Dabei ist das Hauptproblem, die Komplexität soweit zu reduzieren, dass es möglich wird, sich einen Überblick zu verschaffen, Vergleiche zu ziehen und die Daten zu interpretieren. Gleichzeitig soll aber dem Anspruch qualitativer Forschung entsprochen werden, Sinn zu rekonstruieren und soziale Wirklichkeit zu verstehen. Die hier publizierten Beiträge zeigen Strategien, um dieses Spannungsfeld für die Datenanalyse fruchtbar zu machen.

Die Texte verdeutlichen, wie schwierig es in der qualitativen Forschung ist, die Prozesse der Datenerhebung und -auswertung voneinander zu trennen. Die konkreten Auswertungsstrategien sind in der qualitativen Forschung allgemein (Baur und Blasius 2014, S. 38) und dementsprechend auch in den vorliegenden Beiträgen auf die jeweilige(n) Forschungsfragen und die Art der erhobenen Daten abgestimmt.

Damit bestätigen die einzelnen Beiträge, woran *Rudolf Stöber* im ersten Aufsatz (vgl. Tab. 1) erinnert. Wissenschaftliche Methoden sollten nicht als „l’art pour l’art“ betrieben werden. Stattdessen müssen Entscheidungen für und gegen bestimmte Methoden dem Erkenntnisinteresse und dem Gegenstand zwangsläufig nachgelagert sein.

Stöber plädiert dabei für einen Methodenpluralismus und den (Wieder-)Anschluss der Kommunikationswissenschaft an die historischen Wissenschaften – auch was die Verwendung von Methoden betrifft. *Christine Lohmeier* reflektiert die Positionierung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gegenüber dem jeweiligen Forschungsfeld. Eine emische Positionierung beschreibt die starke Einbindung von Forscherinnen und Forschern in das untersuchte Feld; eine etische Position wird dann eingenommen, wenn Wissenschaftlerinnen als Außenstehende einen Forschungsgegenstand bearbeiten. Im Forschungsprozess, so Lohmeier, wird zwischen den Polen dieses Kontinuums gewechselt. Ein Schwerpunkt des Beitrages liegt auf der Frage, welche Rückwirkungen die Positionierung von Forscherinnen und Forschern auf den Prozess der Datenauswertung hat. *Bertram Scheufele* und *Carla Schieb* fragen auf der Grundlage einer Studie zum Verkauf von Straßenzeitungen grundsätzlich nach dem Mehrwert qualitativer Typologien – jenseits einer Klassifizierung empirischer Einzelfälle. Sie machen zwei Vorschläge: In der „univariat-teleologischen“ Variante können Typologien dazu dienen, Handlungsempfehlungen abzuleiten; der „multivariat-theoriebildende“ Vorschlag zielt auf empirisch begründete Theoriebildung ab. Innerhalb

Tab. 1 Methodologische Positionen

Autoren	Kurztitel	Daten	Fokus
Stöber	Methodik, Erkenntnisinteresse und Folgen für Ausbildung und Innovation	<i>unspezifisch</i>	Methodenreflexion
Lohmeier	Etische und emische Positionierung zum Forschungsfeld	<i>unspezifisch</i>	Positionierung von Forschenden
Scheufele Schieb	Qualitative Typologien	Interviews	Typologien

der qualitativen Forschung ist das Typologisieren weit verbreitet (vgl. auch die Beiträge von Pfaff-Rüdiger und Löblich, Paus-Hasebrink et al., Prommer, Link, Michel und Ruppert, sowie Ortner). Der Beitrag bietet damit einen theoretischen Rahmen zur Einordnung und Reflektion typenbildender Verfahren.

Teil II (vgl. Tab. 2) versammelt Beiträge, die die Auswertung von Interviews als Primärquellen in den Vordergrund rücken und sich unzweifelhaft innerhalb des qualitativen Paradigmas verorten.

Nadja Zaynel veranschaulicht die Auswertung von Interviewmaterial mit Hilfe des Kodierverfahrens der Grounded Theory. Im Beitrag wird das Verfahren mit Atlas.ti umgesetzt, die angewandten Schritte können aber auf andere Software oder händisches Kodieren übertragen werden. Die Datenbasis sind Interviews mit Jugendlichen und Eltern von Jugendlichen mit Downsyndrom. Auch *Christine Linke* und *Isabel Schlote* beschäftigen sich mit der Datenauswertung mittels Grounded Theory und vergleichen diese Strategie mit der heuristischen Sozialforschung. Die konkrete Datenauswertung wird anhand zweier empirischer Studien erläutert, die die Einbindung von Medien im Alltag erforschen: den Medienalltag von Paaren und die Mediennutzung in öffentlichen Verkehrsmitteln. Der Beitrag von *Senta Pfaff-Rüdiger* und *Maria Löblich* steht für einen stärker deduktiven Zugang zum Datenmaterial. Die Autorinnen veranschaulichen die Auswertung von Interviewmaterial anhand von theoretisch abgeleiteten Kategorien. Gleichzeitig bietet der Aufsatz Einblicke in die – in der qualitativen Forschung immer noch selten durchgeführte – Analyse von Netzwerken, hier: Akteure im Jugendmedienschutz.

Teil III (vgl. Tab. 3) behandelt die Analyse von Gruppendiskussionen. Ähnlich wie bei der Analyse von Interviews werden auch hier Transkripte ausgewertet. Im Vergleich zu den Beiträgen in Teil II wird der Fokus aber eher auf formale

Tab. 2 Auswertung von Interviews

Autoren	Kurztitel	Daten	Auswertungsstrategien
Zaynel	Auswertung von qualitativen Interviews mit Atlas.ti und Grounded Theory	Interviews	• Induktives Kodieren
Linke Schlote	Auswertungsstrategien der Grounded Theory und der Heuristischen Sozialforschung	Interviews	• Induktives Kodieren • Memos • Forschungstagebuch
Pfaff-Rüdiger Löblich	Auswertung qualitativer Netzwerkanalysen	Interviews	• Deduktiv-kategoriengeleitete Analyse • Close Reading • Ego-zentrierte Netzwerke • Typologisierung

Tab. 3 Auswertung von Gruppendiskussionen

Autoren	Kurztitel	Daten	Auswertungsstrategien
Mehling	Auswertung von Gruppendiskussionen	Gruppendiskussion	<ul style="list-style-type: none"> • Analyse von immanentem und dokumentarischem Sinn • Interaktions- und Rollenanalyse • Analyse von Gruppenthemen und -kultur
Michel	Dokumentarische Methode	Gruppendiskussion	<ul style="list-style-type: none"> • Formulierende und reflektierende Interpretation • Dokumentarische Methode

Tab. 4 Auswertung von Beobachtungsdaten

Autoren	Kurztitel	Daten	Auswertungsstrategien
Bock	Analyse von Beobachtungsmaterial	Beobachtung	<ul style="list-style-type: none"> • Kartierung, Irritation, Wiederholung • Beobachtungsfolien

Aspekte der Diskussion (Gruppendynamik, -prozesse, etc.) als auf die Kategorisierung konkreter Inhalte gelegt. *Gabriele Mehling* geht es in ihrem Beitrag um die Dokumentation sozialer Prozesse in ihrem Ablauf, genauer: die Rolle sozialer Prozesse (Gruppenprozesse) für die Medienrezeption. Die Auswertung wird anhand des Beispiels einer Gruppendiskussion mit Jugendlichen veranschaulicht; die Analyse zielt darauf ab, den Kinobesuch als soziales Rezeptionserlebnis zu analysieren. Im zweiten Beitrag zur Auswertung von Gruppendiskussionen steht die „Dokumentarische Methode“ nach Ralf Bohnsack im Mittelpunkt. Anhand eines Beispiels aus dem Bereich der Bildrezeption stellt *Burkard Michel* die Prinzipien der Datenauswertung im Rahmen der Dokumentarischen Methode dar. Ähnlich wie bei Mehling geht es auch hier stärker um das „Wie“ der Diskussionen und weniger um konkrete Inhalte, die in den Gesprächen geäußert werden.

Annekatriin Bock beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit der Dokumentation von Beobachtungen und der Analyse der so produzierten Beobachtungsdaten. Vorge stellt werden Bild- bzw. Videoanalyse von visuellem Beobachtungsmaterial sowie die Techniken Kartierung, Irritation, Wiederholung und Beobachtungsfolien für die Analyse von verschriftlichten Beobachtungsdaten (vgl. Tab. 4).

In Teil V beschäftigen sich *Jo Reichertz* und *Thomas Wiedemann* mit der Analyse von audiovisuellem Material (vgl. Tab. 5). Ausgehend von der Annahme, dass Videos immer auch kommunikative Handlungen sind, stellt Reichertz die Methode der wissenssoziologischen Videointerpretation vor. Kennzeichnend ist

Tab. 5 Auswertung von audiovisuellen Daten

Autoren	Kurztitel	Daten	Auswertungsstrategien
Reichertz	Wissenssoziologische Videointerpretation	Videos	<ul style="list-style-type: none"> • Wissenssoziologische Videoanalyse • Hermeneutische Interpretation
Wiedemann	Diskursanalyse als sozialwissenschaftliche Filmanalyse	Filme	<ul style="list-style-type: none"> • Diskursanalyse • Kategoriengeleitete Analyse

hierbei, dass grundsätzlich zwischen „Handlung vor der Kamera“ und „Kamerahandlung“ unterschieden wird. Ein besonderer Schwerpunkt liegt im Beitrag auf der Transkription von Videomaterial mit Hilfe von Videopartituren. Wiedemann nutzt Foucaults Diskurstheorie für die Analyse des Spielfilms „Kriegerin“ (2011). Die Auswertungsstrategie basiert auf theoretisch abgeleiteten Kategorien. Basis für die Analyse sind Sequenz- und Einstellungsprotokolle.

Teil VI beschäftigt sich mit der Auswertung von komplexem Datenmaterial. Die Beiträge werten unterschiedliche Datenquellen aus. Diese Quellen reichen von Interviews, über Fotografien, Beobachtungen bzw. Wohnungsbegehungen bis hin zur Kommunikation in sozialen Netzwerken oder YouTube-Videos (vgl. Tab. 6). Entsprechend unterscheiden sich hier die Herausforderungen für die Forschenden von denen, die aus Studien resultieren, die auf eine Datenquelle fokussieren. Beispielsweise müssen die Daten aus unterschiedlichen Quellen zunächst zusammengefasst und ausgewertet werden, wobei Eigenheiten, Stärken und Schwächen unterschiedlicher Datenquellen sich nicht immer nur ergänzen, sondern auch Widersprüche auftauchen und Informationen gewichtet werden müssen. Was bedeutet es beispielsweise für die Dateninterpretation, wenn Aussagen in persönlichen Interviews anders ausfallen als Aussagen in Paarinterviews und diese wiederum den Beobachtungsdaten widersprechen? Umso diverser das Datenmaterial, desto schwieriger ist es, den Spagat zwischen Komplexitätsreduktion und Kontextualisierung zu meistern. Schließlich stehen gerade größere qualitative Projekte mit mehreren Mitarbeitern, die vielleicht auch als Panelstudien angelegt sind, vor der Herausforderung, das qualitative Vorgehen über Personalwechsel und über Panelwellen hinweg wiederholbar zu gestalten. Hier ist besonders die nachvollziehbare Dokumentation der Datenauswertung im Forschungsprozess von Bedeutung.

Die Beiträge von *Jutta Röser*, *Kathrin Müller*, *Stephan Niemand*, *Corinna Peil* und *Ulrike Roth*, von *Ingrid Paus-Hasebrink*, *Philip Sinner*, *Fabian Prochazka* und *Jasmin Kulterer*, sowie von *Christian Pentzold* und *Claudia Fraas* liefern Strategien, um mit diesen und anderen Herausforderungen umzugehen,

Tab. 6 Auswertung von komplexem Datenmaterial

Autoren	Kurztitel	Daten	Auswertungsstrategien
Röser Müller Roth Niemand	Auswertung mit medienethnografischen Porträts	<ul style="list-style-type: none"> • Paarinterviews • stand. Befragung • Wohnungsbegehungen • Fotos 	<ul style="list-style-type: none"> • Medienethnografische Haushaltsporträts • Ethnografische Analyse
Paus-Hasebrink Kulterer Sinner Prochazka	Auswertungsstrategien für qualitative Langzeitdaten	<ul style="list-style-type: none"> • Interviews • stand. Befragung • Beobachtung • Mindmaps • Fotos • Lautes Denken 	<ul style="list-style-type: none"> • Thematisches Kodieren • Thematisch strukturierte Matrizen • Kontextuelle Einzelfallanalyse • Typologisierung
Pentzold Fraas	Datenanalyse im Verfahrensrahmen der Grounded Theory	<ul style="list-style-type: none"> • Zeitungsartikel (Print & Online) • Webseiten • Blogeinträge • Facebook-Einträge • Tweets • Forenbeiträge • YouTube-Videos 	<ul style="list-style-type: none"> • Diskursanalyse • Grounded Theory • Framesemantik • Sozialesemiotik

die aus dem Anspruch erwachsen, unterschiedliche Datenquellen in der qualitativen Forschung zu kombinieren. Röser und andere stellen ihr medienethnografisches Porträt als Analysetechnik vor. Es handelt sich dabei um eine strukturierte, umfassende Fallbeschreibung, die es erlaubt, komplexe Datenmengen vergleichbar zu machen. Das medienethnografische Porträt wird anhand einer Studie zur Mediatisierung des Zuhauses und dem Wandel häuslicher Kommunikationskulturen veranschaulicht. Paus-Hasebrink et al. widmen sich Längsschnittstudien. Am Beispiel einer qualitativen Panelstudie zur Rolle von Medien in der Sozialisation sozial benachteiligter Kinder und Jugendlicher stellen sie Auswertungsstrategien vor und diskutieren Strategien, den Prozess qualitativer Forschung über die Panelwellen hinweg stabil und intersubjektiv nachvollziehbar zu halten. Schließlich erörtern Pentzold und Fraas die Rekonstruktion von verbalen und visuellen Medienframes. Hierzu nutzen sie ein Auswertungsverfahren, das sich an der Grounded Theory orientiert, aber auch deduktive Schemata aus der Framesemantik und Sozialesemiotik zur Kodierung nutzt. Gegenstand der Beispielstudie ist die sogenannte Handygate-Affäre 2011.

In Teil VII (vgl. Tab. 7) stehen Beiträge, die qualitative und quantitative Auswertungsverfahren miteinander kombinieren. *Elizabeth Prommer* stellt eine

Tab. 7 Kombination qualitativer und quantitativer Auswertungsverfahren

Autoren	Kurztitel	Daten	Auswertungsstrategien
Prommer	Clusteranalysen und qualitative Interviews	Interviews	<ul style="list-style-type: none"> • quantitative Inhaltsanalyse • Clusteranalyse • Typologisierung
Link	Mixed-Model-Designs	Forenbeiträge	<ul style="list-style-type: none"> • Deduktiv-induktives Kodieren • Clusteranalyse • Typologisierung
Michel Ruppert	Oszillieren als Auswertungsstrategie	Webseiten	<ul style="list-style-type: none"> • Kategoriengeleitete Analyse • Induktive Kategorienbildung • Clusteranalyse • Typologisierung
Ortner	Auswertung qualitativer und quantitativer Daten	<ul style="list-style-type: none"> • stand. Befragung • Interviews 	<ul style="list-style-type: none"> • Kategoriengeleitete Analyse • Statistische Analyse • Typologisierung
Scheu Vogelgesang Scharkow	Textstatistische und automatisierte Verfahren	<ul style="list-style-type: none"> • Interviews • Textbasierte Daten 	<ul style="list-style-type: none"> • Textstatistische Verfahren • Automatisierte Inhaltsanalyse

Strategie dar, um größere Mengen an Interviews (ab ca. 15 bis 20; in der Beispielstudie zu Kinonutzung sind es 96) auszuwerten bzw. zu typologisieren. Das Verfahren baut darauf auf, dass qualitativ erhobene Daten mit Hilfe einer quantifizierenden Inhaltsanalyse ausgewertet werden. Ziel ist es, gleichzeitig eine statistische Clusteranalyse zu ermöglichen und die Tiefe des Materials zu bewahren. Ganz ähnlich geht *Elena Link* vor. Sie wertet Daten aus einer qualitativen Inhaltsanalyse mit einer explorativen Clusteranalyse aus, mit dem Ziel der Typologisierung. In ihrem Beitrag werden allerdings keine Interviews, sondern Beiträge von Krebserkrankten in Online-Foren ausgewertet. *Burkard Michel* und *Max Ruppert* zeigen anhand eines Beispiels aus der Forschung, in dem Webseiten von Bürgerenergiegenossenschaften analysiert wurden, wie induktive und deduktive Momente im Forschungsprozess und speziell im Prozess der Datenauswertung miteinander verzahnt sind. Auch sie wenden eine Clusteranalyse an, um das umfangreiche Datenmaterial zu typologisieren. *Christina Ortner* kombiniert bereits auf der Ebene der Datenerhebung qualitative und quantitative Vorgehensweisen. Ortner diskutiert die Verknüpfung von Daten aus einer standardisierten Befragung und qualitativen Interviews auf der Ebene des Einzelfalls und der Ebene des Datensatzes. *Andreas Scheu*, *Jens Vogelgesang* und *Michael Scharkow* liefern im letzten Beitrag des Bandes einen Überblick über den Einsatz

textstatistischer und (teil-)automatisierter inhaltsanalytischer Verfahren im Rahmen der qualitativen Datenauswertung. Es wird gezeigt, wie und unter welchen Bedingungen unterschiedliche textstatistische Verfahren und die automatisierte Inhaltsanalyse zur Auswertung qualitativer Daten eingesetzt werden können und welche Potenziale und Einschränkungen mit ihrem Einsatz verbunden sind.

Der vorliegende Band geht auf eine Tagung zurück, die Michael Meyen und ich Ende März 2015 am Institut für Kommunikationswissenschaft der LMU München veranstaltet haben. Ich danke Michael Meyen dafür, dass er die Idee, das Thema „Auswertung qualitativer Daten“ in Form einer wissenschaftlichen Konferenz anzugehen, unterstützt und die notwendige Infrastruktur dafür zur Verfügung gestellt hat. Außerdem danke ich allen Tagungsteilnehmerinnen und Teilnehmern und den hier versammelten Autorinnen und Autoren für ihre wertvollen Beiträge.

Literatur

- Baur, N., & Blasius, J. (Hrsg.). (2014). *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Flick, U. (Hrsg.). (2014). *The SAGE handbook of qualitative data analysis*. London: Sage.
- Glaser, B. G. (1998). *Doing grounded theory: Issues and discussions*. Mill Valley: Sociology Press.
- Kelle, U. (2008). Computergestützte Analyse qualitativer Daten. In U. Flick (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 485–502). Reinbek: Rowohlt.
- Kelle, U., & Kluge, S. (1999). *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Meyen, M., & Averbek-Lietz, S. (2016). Nicht standardisierte Methoden in der Kommunikationswissenschaft: Eine Entwicklungsgeschichte zur Einführung. In S. Averbek-Lietz & M. Meyen (Hrsg.), *Handbuch nicht standardisierte Methoden in der Kommunikationswissenschaft* (S. 1–14). Wiesbaden: Springer VS.
- Meyen, M., Löblich, M., Pfaff-Rüdiger, S., & Riesmeyer, C. (2011). *Qualitative Forschung in der Kommunikationswissenschaft. Eine praxisorientierte Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.

Teil I
Methodologische Positionen

Wenn sie wissen was sie tun ... aber nicht unbedingt warum. Anmerkungen zu Methodik, Erkenntnisinteresse und Folgen für Ausbildung und Innovation

Rudolf Stöber

1 Vorbemerkungen

Methodendiskussionen erfreuen sich steigender Beliebtheit. Eine saubere Methode ist unverzichtbar, will man mit eigenen Forschungen ernst genommen werden. Standardmethoden gewährleisten die wissenschaftliche Qualitätssicherung, ihre Verwendung sichert Überprüfbarkeit und Transparenz der Forschung. Bisweilen scheint daraus der Schluss gezogen zu werden, nichts sei wichtiger als die Methoden selbst. Bessere und akkuratere Methoden steigern die Effizienz der jeweiligen Wissenschaft; Methodendiskussionen sind Anzeichen eines reifen wissenschaftlichen Paradigmas. Institutionell zeigt sich dies Denken am Erfolg einer Fachgruppe „Methoden“ in der „Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft“, die seit 1998 existiert. Sie ist inzwischen eine der größten der Fachgesellschaft und die Fachgruppentagungen sind zumeist gut besucht. Spin-Offs, zu denen in gewissem Sinn auch die Tagung zu zählen ist, aus deren Beiträgen dieser Tagungsband hervorging, und deren Keynote dieser Beitrag zugrunde liegt, bestätigen die Bedeutung der Methodendiskussion.¹

¹Überarbeitete Fassung der Keynote „Aus Quellen Wertung. Achtung! Selber Lesen gefährdet ihre Vorurteile.“ Vortrag auf Tagung „Auswertung qualitativer Daten“ am 26./27.03.2015 in München.

R. Stöber (✉)
Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Bamberg, Deutschland
E-Mail: rudolf.stoerber@uni-bamberg.de

Die saubere Beherrschung der Methoden ist überaus wichtig; der Erfolg der Methoden-Fachgruppe ist durchaus positiv zu sehen. Allerdings spricht schon die Organisation einer spezialisierten Tagung mit dem Schwerpunkt qualitative Methoden für sich; offensichtlich scheint das, was in der DGPK hauptsächlich unter Methoden verstanden wird, in seiner quantitativ-sozialwissenschaftlichen Ausrichtung manchem zu eng geführt zu sein. In dieses Horn möchte ich hier nicht unbedingt stoßen, das habe ich an anderer Stelle und inopportuner Weise zu früh, nämlich bevor ich den Ruf auf einen Lehrstuhl erhielt, schon einmal getan (Stöber 2000). Auch soll weder der alte Streit zwischen qualitativen und quantitativen Methoden neu ausgefochten, noch ein Plädoyer für nicht standardisierte Verfahrensweisen gehalten werden. Zunächst einmal möchte ich viel grundsätzlicher feststellen: Die Bedeutung der Methoden wird zumeist überschätzt – paradoxer Weise, weil saubere Methoden ohne Zweifel für eine ernst zu nehmende Wissenschaft wichtig sind.

Die Bedeutung der Methoden wird notorisch überschätzt, weil die Bedeutung der Methoden im Kontext jeder Wissenschaft, die auf sich hält, nachrangig und abgeleitet ist. Die Überschätzung mag damit zusammenhängen, dass alle Sozial- und Geisteswissenschaften gegenüber den reinen Naturwissenschaften in den letzten Jahrzehnten Minderwertigkeitsgefühle entwickelt haben. An die Exaktheit der Physik werden die „Humanities“ nie heranreichen; also will man es methodisch mindestens so exakt wie möglich machen – oder noch exakter. Damit man das kann, werden fleißig Methoden diskutiert, um sie ständig zu verfeinern, zu verbessern, zu methodischen Innovationen zu gelangen. Ein nicht unbedeutender, ehemaliger Trainer der deutschen Fußballnationalmannschaft ist in seinem ersten Bundesliga-Trainerjahr an genau diesem Anspruch, die von ihm geführte Bundesligamannschaft, den FCB, jeden Tag ein wenig besser zu machen, gescheitert: Die Spieler hatten über Jürgen K.'s Maximen, seine Trainings- und sonstigen Methoden-Innovationen hinweg irgendwann das Wichtigste vergessen – erfolgreich zu spielen.

In der Wissenschaft liegen die Dinge naturgemäß etwas anders als im Sport. Der Erfolg, so wichtig er für uns alle beruflich ist, ist weniger einfach zu bestimmen, selbst wenn inzwischen bibliometrische Beurteilungsverfahren sogar in die Arbeit der Berufungskommissionen Einzug gehalten haben. Der Erfolg stellt sich auch nicht kurzfristig ein; er ist nicht das eigentliche Ziel der Wissenschaft. Doch ist er zumindest wichtiger als die Methode, denn Erfolg (oder besser: erfolgreiche Problemlösung) ist unstrittig ein konstitutives Element jeder Wissenschaft. Noch wichtiger erscheint aber etwas Anderes:

Bevor Antworten gegeben werden können, werden zunächst einmal relevante Fragen benötigt. In der Relevanz der Fragestellung liegt die ureigene Aufgabe

der Wissenschaft. „Forschen und Fragen“, so hat John Dewey vor Jahrzehnten festgestellt, „sind bis zu einem gewissen Punkt synonyme Termini“ (Dewey 2002 [1938], S. 132). Kuhn sprach von „Rätsellösen“ (Kuhn 2014 [1962], *passim*), Popper von Problemlösen, dem die Problemstellung vorgelagert sei (Popper 1995, S. 15 ff.). Noch schärfer hatte Kuhn ausdrücklich festgestellt, „daß methodologische Richtlinien für sich allein auf vielerlei wissenschaftliche Fragen keine eindeutige inhaltliche Antwort herbeiführen können“ (Kuhn 2014 [1962], S. 18).

Über die – noch einmal: wichtige – Methodendiskussion scheint dies in den letzten Jahren in der sehr erfolgreichen, aber inzwischen saturierten Kommunikationswissenschaft vernachlässigt worden zu sein. Das mag an grundsätzlicher Einigkeit bei gleichzeitig tiefer Uneinigkeit in wichtigen Details liegen: Denn einerseits herrscht in der deutschen Fachgesellschaft in allgemeiner Form sicherlich weitgehendes Einvernehmen über das Erkenntnisinteresse. Andererseits gibt es aber erhebliche Differenzen, sobald die allgemeinen Floskeln mit detaillierten Forschungsprogrammen zu füllen sind.

Einerseits: Im Allgemeinen wird man in Anlehnung an Georg Simmels berühmte Definition der Soziologie das zentrale Erkenntnisinteresse der Kommunikationswissenschaft bestimmen können. Laut Simmel sei die Kernfrage der Soziologie, „wie ist Gesellschaft möglich?“ (Simmel 1992 [1908], S. 22 ff.). Geringfügig abgewandelt lässt sich das auch als die zentrale Frage der Kommunikationswissenschaft begreifen. Die Abwandlung lautet: Wie ist soziale Kommunikation möglich? Zum Beleg sei aus dem Selbstverständnis-Papier der DGPK zitiert. Dort heißt es in der Präambel: „Die Kommunikations- und Medienwissenschaft beschäftigt sich mit den sozialen Bedingungen, Folgen und Bedeutungen von medialer, öffentlicher und interpersonaler Kommunikation.“² Das ist mithin nach allgemeiner Auffassung der archimedische Punkt unserer akademischen Disziplin. Betrachtet man die Eingangsdefinition der Präambel genauer, hat man zudem beides: Formal- und Materialobjekt. Das Formalobjekt (Erkenntnisinteresse) zielt auf die „sozialen Bedingungen, Folgen und Bedeutungen [... der] Kommunikation“, die Materialobjekte (Gegenstände) sind Medien und Öffentlichkeiten sowie interpersonale Kommunikationsbeziehungen.

Hier aber (andererseits) enden die Übereinstimmungen. Im Anschluss an Empfehlungen zur Methodenausbildung, welche von der (empirisch-quantitativ orientierten) Methodenfachgruppe in der „Publizistik“ vorgelegt worden

²Selbstverständnispapier der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK) verabschiedet auf der Mitgliederversammlung am 1. Mai 2008 in Lugano, <http://www.dgpuk.de/uber-die-dgpuk/selbstverstandnis/> (15.10.2015).

(Matthes et al. 2011) und von einigen (empirisch-qualitativ orientierten) Kollegen ebendort kommentiert worden waren (Krotz et al. 2012), kam es auf der Jahrestagung 2012 in Berlin zu einer Podiumsdiskussion über die Ausrichtung der DGPK und ihre Methodenausbildung; sie wurde teils als hitzig, teils als „Geplänkel“ wahrgenommen (vgl. Stöber 2015). Aus meiner Sicht ist diese ganze Diskussion überflüssig, da sich Methoden nicht verbindlich dekretieren lassen und weniger konstitutiv als das Formalobjekt der jeweiligen Wissenschaft sein sollten.

Daher sollte die Methodenauswahl sich an der Fragestellung orientieren. Jede Problemstellung verlangt nach leicht modifizierten Methoden bzw. nach einer Kombination verschiedener Untersuchungsverfahren. Es ist eine Selbstverständlichkeit, die angesichts der Methodennormierungsdebatte aber offensichtlich bisweilen übersehen wird: Bei unterschiedlichen Quellen-, Material- und Datengrundlagen wird stets zu prüfen sein, mit welchem Besteck sich die eigene Fragestellung am sinnvollsten untersuchen lässt. D. h., es muss jeder Wissenschaftlerin und jedem Forscher die Entscheidung überlassen bleiben, was die Methode der Wahl im jeweiligen Untersuchungsthema sein soll und kann; es muss jeweils entschieden werden dürfen, wie stark das Gewicht eher auf exemplarische oder repräsentative Untersuchungen gelegt werden kann; und es muss geprüft werden, ob nicht gegen die herrschende Lehre im konkreten Fall ein gänzlich anderes Verfahren als die Standardprozedur angebracht ist.

Da die Formal- wichtiger als die Materialobjekte sind, sind letztere zweitrangig. Da Methoden sich an Erkenntnisinteressen und Materialobjekten orientieren müssen, ist die Methodenfrage, wie wichtig man sie auch immer nehmen mag, den anderen beiden Wissenschafts-Definitia gegenüber drittrangig. Immerhin ist die Methodik wichtig genug, um allgemeine Methodensicherheit von angehenden und etablierten Fachwissenschaftlern zu verlangen; nur so lässt sich wissenschaftliche Erkenntnisgenerierung von laienhaft gewonnenen Einsichten unterscheiden. Verbesserungen in der Methodik steigern die Effizienz des wissenschaftlichen Subsystems.

Zudem kann nur bei sicherer Beherrschung der verschiedenen, sich ergänzenden Methoden, je nach Materialgrundlage und Fragestellung zwischen der Anwendung dieser oder jener oder mehrerer Methoden ausgewählt werden. Paul Watzlawick hat einmal sinngemäß gesagt, wenn nur ein Hammer vorhanden sei, müsse jeder Gegenstand als Nagel erscheinen. Wir neigen daher notorisch zur Überschätzung des eigenen Gegenstands, der eigenen Wichtigkeit, des eigenen Standorts; auch ist jede Wissenschaft – trotz mehr oder minder deutlichen Bemühens um Wertfreiheit – standortgebunden; alles andere zu behaupten wäre Selbstbetrug. Aber gerade wenn für den Hammer jeder Gegenstand ein Nagel ist, wird man nicht umhinkönnen, den verschiedenen Hämmern auch unterschiedliche

Nägel zubilligen zu müssen. Damit ist die erkenntnistheoretische oder ideologische Unipolarität der Wissenschaftsfreiheit ebenso abträglich wie Methodendiktate. Auch unter diesem Gesichtspunkt sind Methodendiskussionen, so wichtig sie für den Ausbildungskanon an Universitäten sein mögen, eher kontraproduktiv, weil sie zentrifugale Kräfte in die jeweilige Wissenschaft tragen müssen.

Statt einer formalen Liberalität und Vielfalt scheint mir aber etwas ganz anderes zu dominieren. Ohne den Fachzeitschriften mit ihren sicherlich in der Regel exakten, skrupulösen und detaillierten Untersuchungen zu nahe treten zu wollen: Ich lese eine Wiederkehr von stets den gleichen Untersuchungen. Eine Inhaltsanalyse folgt auf eine Befragung und diese eventuell auf eine Kombination von Beobachtung mit Befragung und Inhaltsanalyse. Was sich ändert, sind v. a. die Materialobjekte. Wurde im Anschluss an die (eindimensionale) Video-Malaise-Hypothese in den 1970er und 1980er Jahren viel zum Fernsehen geforscht, sind derzeit Untersuchungen von Social Media-Phänomenen, zur Smartphone-Nutzung u. ä. hip und sexy. Selbst wenn zugestanden ist, dass redundante Reproduktion ähnlicher Studien in jeder Wissenschaft sowohl effizient als auch effektiv sein mag, von „Innovationen“ erwarte ich anderes. Und die Methodendiskussionen haben inzwischen aus meiner Sicht den Status einer selbstreferenziellen *l'art pour l'art*-Debatte erreicht. In der Werbung für ein neues Methodenlehrbuch stand sinngemäß, man lege mit der eigenen, (selbstredend) innovativen neuen Veröffentlichung besonderen Wert auf Codierer-Motivation. Das ist unzweifelhaft wichtig, aber ist es auch zentral?

Die Zuspitzung mag ungerecht erscheinen: Vermutlich muss die ausdifferenzierte Methodendiskussion sein, denn nur so lässt sich in einer etablierten, reifen Wissenschaft nachweislich belegen, dass man das Paradigma des Mainstream beherrscht; das ist karrierewichtig, denn die Vertreter des gegenwärtigen Mainstream entscheiden über Berufungsplatzierungen, sie goutieren die gegen den Strich gebürsteten Ansätze in der Regel eher selten. Daher ist es offensichtlich unsinnig, von jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern eine Umstürzung des Paradigmas zu erwarten. Doch zumindest die etablierte *Scientific Community* könnte sich ein wenig mehr Mühe geben, ihre Energie in neue Fragen zu stecken, anstatt sie in immer feiner ziselierten Methodendiskussionen zu verpulvern, die letztlich nur zu immer mehr an ähnlichen Studien führen und zumindest außerhalb der Kommunikationswissenschaft kaum noch interessieren.³

³Vgl. die Kritik von Hanitzsch, der jüngst die Publikationsprozesse betrachtete und zu ähnlich kritischen Schlussfolgerungen kam: „Wir sind produktiv wie nie zuvor, generieren aber kaum einen Wissenszuwachs“ (Hanitzsch 2016, S. 49).

2 Einige Selbstverständlichkeiten, an die bisweilen erinnert werden sollte

Statt weiter zuzuspitzen sollen einige Selbstverständlichkeiten ausgesprochen werden, um das Bisherige besser zu begründen:

1. Tote kann man nicht befragen.
2. Qualitative und quantitative Methoden stehen nur scheinbar im Gegensatz.
3. Gute Literaturkenntnis schützt vor Neuentdeckungen.
4. *L'art pour l'art* bringt keine Innovationen hervor.
5. Die Kommunikationswissenschaft hat weder eine genuine Theorie noch Methode.

Das ist nicht weiter schlimm. Traurig muss jedoch eine letzte Feststellung stimmen, die sich – zumindest in Teilen – aus den Punkten 1–5 ableiten lässt:

6. Die Kommunikationswissenschaft ist kaum noch an die Geschichtswissenschaft anschlussfähig.

Ad 1.) Befragungen haben Grenzen. Kurt Koszyk wird die Aussage zugeschrieben, Tote könne man nicht befragen.⁴ Doch auch Tote lassen sich unter bestimmten Umständen aushorchen: Leichen geben Auskunft, wenn der Forensiker oder die Gerichtsmedizinerin sie untersucht (befragt). Tote mögen mithin dazu antworten, was sie zuletzt gegessen haben (Nahrungsreste im Verdauungstrakt), wie sie sich generell ernährt haben (Zahnschmelz und Knochenaufbau), ob sie körperlich oder eher geistig gearbeitet haben (allgemeine körperliche Verfassung), oder wie sie zu Tode kamen (äußere oder innere Verletzungen) und zu weiterem mehr. Doch für unser Fach ist keine dieser Fragen einschlägig; für die Methode der Befragung gilt mithin:

Das Frage-Antwort-Spiel ist intentionale Kommunikation unter Lebenden. Tote können nicht mehr absichtlich, reaktiv und situationsbedingt Auskunft geben, es sei denn, es gelänge spiritistischen Medien, sie im Jenseits anzufunken. Verallgemeinert heißt das, bestimmte Erkenntnisinteressen stoßen an methodische Grenzen, die sich aus dem Verlust unmittelbarer Zugänglichkeit ergeben.

⁴Die Zuschreibung habe ich öfter gelesen, konnte sie aber bislang nicht erhärten. U. U. ist es wie häufig mit einem on-dit: Auch Kurt Koszyk hat diese Formulierung einmal fallen lassen, ohne der Urheber zu sein. In der Einleitung zur 1. Auflage des „Wörterbuchs zur Publizistik“ schrieb er immerhin etwas Ähnliches: „Historische Erscheinungen lassen sich kaum mit Hilfe von Felduntersuchungen modellieren“ (Koszyk und Pruy 1970, S. 17).

Befragungen als Technik tendieren zur Explizierung, allerdings lassen sich durch geschickt gestellte indirekte Fragen auch Inferenzschlüsse vom explizit Gefragten auf das implizit Gemeinte ziehen. Im Falle der Inhaltsanalyse ist das schwieriger. Mit Inhaltsanalysen lassen sich *qua definitionem* nur explizite, weitgehend eindeutige und v. a. standardisierte Textformen untersuchen (vgl. Berelson 1952, S. 18). Wie die Texte zustande gekommen sind, entzieht sich der inhaltsanalytischen Methode. Kein verlorener Kontext kann durch Inhaltsanalysen wiederhergestellt werden; Mehrdeutigkeiten und intersubjektiv verschieden verstandene Konnotationen erzeugen große Inter-Codierer-Abweichungen. Zuge-spitzt: Je interessanter und komplexer Text und Thema, desto weniger scheinen Inhaltsanalysen geeignet: Für die Oberflächensemantik reicht es, zur Entschlüsselung der Tiefensemantik aber keineswegs.

Beide Methoden verstärken den Trend zu expliziter Erkenntnisgewinnung. Vielleicht sind Inhaltsanalysen und Befragungen auch darum derart populär geworden. Befragung wie Inhaltsanalyse liefern nur beschränkte Erkenntnisse. Inhaltsanalysen mögen als *pars pro toto* für eine ganze Reihe von ähnlich gelagerten methodischen Problemen stehen, bei denen Routineverfahren an ihre Grenzen stoßen. Zumeist liegt die eigentliche Ursache im unausweichlichen Informationsverlust, zu dem alle Informationssysteme im Zeitverlauf tendieren (müssen). Das kommunikationswissenschaftliche Gebiet, auf dem ich mich am besten auskenne, der historische Wandel von Kommunikation, Medien und Öffentlichkeit birgt zuhauf Beispiele für Quellen-, Kontext- und Informationsverluste aller Art. Je länger etwas zurückliegt, desto weniger ist in der Regel noch da. Je weniger wichtig etwas unmittelbar erschienen ist, desto geringer war die Wahrscheinlichkeit der Aufbewahrung. Je schlechter die bürokratische Institutionalisierung, desto weniger wurde überliefert. Und die flüchtigsten aller Kommunikationsformen – Sprache, Mimik, Gestik, Körpersprache – sind aus der Welt, sobald jemand ein Wort gesagt, gelächelt oder gestikuliert hatte (sieht man einmal von den narzisstischen Selfies ab.).

Ein Bild mag die Informationsverluste kommunikativer Überlieferung veranschaulichen: Aus eigenem Erleben wissen wir, jeder Tag unserer eigenen Vergangenheit war genauso farbig wie der gegenwärtige. Wir sollten mithin verinnerlicht haben, dass das für die Jugend der eigenen Großeltern auch galt. Wir alle wissen jedoch offensichtlich allenfalls dann, wenn wir bewusst darüber nachdenken, dass jede Vergangenheit auch einmal Gegenwart war und Vergangenheit daher immer *vergangene Gegenwart* ist. Unbewusst und unreflektiert hingegen nehmen wir die Informationsverluste als gegeben hin. In gewissem Sinn liegt darin ein besonderes erkenntnisleitendes Potenzial: Geschichte ist nur das, an was man sich noch erinnern will oder kann. Geschichtsschreibung

ist *vergegenwärtigte Vergangenheit*: Geschichte wird notwendiger Weise aus der Perspektive ihrer Relevanz für Gegenwart geschrieben.

Emotional erscheint die geschichtliche Zeit etwas anderes als die unserer Gegenwart zu sein: Sie ähnelt dem Schwarz-Weiß-Film, bisweilen in Viragierung; sie ist vergangene Gegenwart abzüglich aller verloren gegangenen Informationen und zuzüglich aller fehlerinnerten Zusätze. Diese emotionale Einstellung zur Vergangenheit wird in historischen Dokumentationen und Filmen bewusst eingesetzt: Soll die Vergangenheit inszeniert werden, wird sie nicht selten schwarz-weiß gezeigt; zum Farbverlust wird *quasi* aus medienhistorischen Gründen gegriffen.

In dieser Doppelbedeutung des Wortes Geschichte – von geschichtlicher Zeit und der historischen Beschäftigung mit dem historisch Gewordenen – liegt die Quelle manches Missverständnisses. Davon sind Historiker übrigens keineswegs frei: Obwohl sie sich stets darum bemühen, ihren Forschungen und Publikationen überzeitliche Gültigkeit zuzuweisen, lässt sich keine Geschichtsschreibung denken, die nicht zugleich im Droysenschen Sinn Überrest der unmittelbaren Gegenwart der jeweiligen Geschichtsschreibung ist. Wenn ich also zugespitzt habe, dass sozialwissenschaftliche Methoden zur Dekontextualisierung neigen – insbesondere gilt das für die beliebten Befragungen und Inhaltsanalysen –, so gilt das für qualitativ-historische Forschung allenfalls geringfügig weniger. Denn auch sie muss sich bewusst sein, dass die besprochenen Informationsverluste eine immense Dekontextualisierung für die historische Quelleninterpretation bedeuten.⁵

An dieser Stelle sei mit der Fehleinschätzung aufgeräumt, es gebe „historische Methoden“. Historische Methoden gibt es nicht – zudem hört sich der Begriff altbacken und verstaubt an. Methodisch bedient sich die historische Forschung in der Regel einer Triangulation. Dabei wird – im besten Fall – von philologischer Textkritik (Quellenkritik) bis zu naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethoden alles angeboten, was dem Erkenntnisziel dient. Der eindimensionale Kanon fehlt, stattdessen wird auf diverse Methoden zurückgegriffen, die unter pragmatischen Gesichtspunkten ausgewählt wurden.

Ad 2.) Wie eingangs bemerkt, soll hier kein Streit über den Unterschied zwischen qualitativen und quantitativen Methoden aufgewärmt werden. Wer einmal

⁵Hierzu und zu verschiedenen Formen der Geschichtsschreibung über Kommunikation, Medien, und Öffentlichkeit, die andernorts als „Kommunikationsgeschichte“, „Mediengeschichte“ und „Geschichte der öffentlichen Kommunikation“ bezeichnet wurden vgl. Stöber (2014).

eine Befragung aufgesetzt oder eine Inhaltsanalyse konzipiert hat, weiß um die Banalität des Pseudogegegensatzes: In der quantifizierenden Forschung ist schon die Strukturierung der Fragen oder der inhaltsanalytischen Kategorien qualitativ. Und umgekehrt sei betont, dass auch die sogenannte qualitative Forschung mehr benötigt als ein $N = 1 = Ich$; „qualitative“ Forschung, die ernst genommen werden will, leistet dies auch.

Auch sollte sich niemand von der selbst gewählten Bezeichnung „Empiriker“ für bestimmte Forschungsdesigns irritieren lassen. Max Weber vertrat noch einen wesentlich weiteren Empirie-Begriff als die heute modische Engführung. Er verstand unter Empirie die aus eigener Anschauung gewonnenen Erkenntnisse; „Tatsachen“ galten ihm als „empirisch, so weit dies nach Lage der Quellen“ zu beurteilen möglich sei (Weber 1920, S. 1, FN 1). Dabei war Weber die Überprüfbarkeit von Tatbeständen offensichtlich wichtiger als deren Quantifizierung. Empirische Studien können also eine Vielzahl von Erscheinungsformen annehmen und unterschiedlichste Materialobjekte betreffen. Sie können mal stärker, mal weniger stark quantifizieren; qualitativ-interpretative Aspekte können mal mehr, mal weniger im Vordergrund stehen. Immer aber bedarf methodisches Vorgehen der Systematik und des Plans. Forschung mit Bezug zu den Realien der geistigen oder materiellen Welt kann gar nicht anders als empirisch vorzugehen.

Ad 3.) Vom großen Göttinger Historiker Hermann Heimpel stammt der Aphorismus, (gute) „Literaturkenntnis schützt vor Neuentdeckungen“. Er hatte hinzugesetzt: „und ist das Elementarste an jenem zweckmäßigen Verhalten, das man etwas hochtrabend historische Methode zu nennen pflegt“ (Heimpel 1954, S. 210). Man sieht am Zusatz, dass schon vor Jahrzehnten auch in anderen Fächern um Prioritäten gestritten wurde.

Heimpel wollte ausdrücken, dass Literaturkenntnis einen davor bewahrt, eigene Erkenntnisse, die andere schon früher gemacht haben, für neu zu halten. Man kann den Aphorismus aber auch (dekontextualisiert) umdrehen. Gute Literaturkenntnis kann den freien Gang der Gedanken einschränken. Denn jede bislang erschienene Forschungsliteratur zu einem beliebigen Thema verfestigt ein bestimmtes Paradigma und stützt den jeweiligen Mainstream (s. o.). Aus zu schlechter Kenntnis der Literatur folgt die erneute Erfindung des Rades, zu gute Literaturkenntnis verfestigt die disziplinären (Vor-)Urteile. Dann mag man dazu neigen, Kenntnisstände als gesichert anzunehmen, man sieht weder Unklarheiten noch neue Forschungsfragen. Zudem lenkt zu gute Literaturkenntnis vom A und O der historischen Forschung ab, von der Quellenrecherche. So ist gute Literaturrecherche wichtig, doch gute Quellenrecherche ist wichtiger, da nur sie dem Erkenntnisfortschritt zu dienen vermag.

Dabei sei betont, dass Quellen und Literatur nicht das gleiche sind. Quellen wird man am ehesten mit Daten parallelisieren können, beide muss man (er) heben, beide muss man interpretieren; hierin besteht die eigentliche empirische Arbeit. Der Begriff „Literatur“ hingegen bezeichnet andere wissenschaftliche Forschungsarbeiten; häufig wird anstelle von Literatur von Sekundärliteratur gesprochen; Quellen firmieren bisweilen, z. B. in der Literaturwissenschaft, als Primärliteratur. Leider nimmt die Kommunikationswissenschaft diese Leitunterscheidung nicht genügend ernst, sondern spricht häufig selbst der Forschungsliteratur Quellenstatus zu.

Darum, das Differenzkriterium zur Unterscheidung von Quellen und Literatur ist die jeweilige Fragestellung: Quellen, Daten und Primärliteratur sind das, worüber und woran empirisch geforscht wird; (Sekundär-)Literatur besteht aus den früheren Beispielen ähnlich gerichteter Forschung. Wenn man beispielsweise zur öffentlichen Meinung forscht, sind Elisabeth Noelle-Neumanns Buch zur „Schweigespire“ oder ihr Konsonanz-Aufsatz Literatur, wäre die Fragestellung hingegen auf die Fachentwicklung in Deutschland nach 1945 gerichtet, würden aus Buch und Aufsatz, die unter anderem Erkenntnisinteresse noch Literatur waren, zwei (gedruckte) Quellen. Auch in dieser Hinsicht regiert also das Erkenntnisinteresse (= Fragestellung) Richtung und Gang der wissenschaftlichen Forschung.

Ad 4.) Doch wenn Theorie um der Theorie, Methoden um der Methoden willen propagiert werden, wird Wissenschaft als *l'art pour l'art* betrieben. Vielleicht sind die isolierten Glasperlenspiele mit den einzelnen wichtigen Bestandteilen jeder wissenschaftlichen Forschung Kennzeichen eines reifen Paradigmas. Aber es sei wiederholt: Dem Erkenntnisinteresse zu jedem beliebigen Materialobjekt kann nur nachgegangen werden, wenn man Theorie (= Interpretation) und Empirie (= strukturierte, nachvollziehbare Methode) miteinander zu verbinden weiß. Das ist die tiefere Bedeutung von Kurt Lewins Aphorismus, nichts sei praktischer als eine gute Theorie (Lewin 1951, S. 169). Wird hingegen etwas um seiner selbst willen betrieben, bleibt die Innovation notwendiger Weise auf der Strecke.

Ad 5.) Nun hat die Kommunikationswissenschaft (zum Glück) keine verbindliche Theorie. Sie ist zwar theoriefixiert, aber wenn Poppers Maßstab der Falsifizierbarkeit angelegt wird, entspricht keine einzige ihrer „Theorien“ dem Popperschen Kriterium. Das gilt selbst für die Wirkungsforschung. Da diese probabilistisch operiert, akzentuiert jede noch so eindrucksvolle Prozentzahl schon die eingebauten Gegenbeispiele, die zur Falsifizierung einer Allaussage mehr als hinreichend sind.

Andere Theoreme, seien es der Agenda-Setting-, der Nutzen und Belohnungs- oder der Framing-Ansatz, sind schon dem Namen nach Ansätze. In ihrem Rahmen

finden zwar Kausalitätsvermutungen Platz, als Ansätze bieten sie aber v. a. Perspektiven für die Richtung von Forschung und Fragestellung. Ansätze sind mithin zentral, da sie Fragestellungen spezifizieren.

Zudem ist nicht alles, was sich „Theorie“ nennt, bei genauerer Betrachtung eine solche. Die sogenannten System- oder auch die Handlungs-Theorien bieten für die Fragestellung enorme Perspektiven; sie besitzen ohne Zweifel heuristische und analytische Qualitäten, aber verifizierbar oder falsifizierbar sind sie nicht. Damit mangelt es ihnen am zentralen Popperschen Theorie-Kriterium. Soweit Normativität den Wesenskern einer „Theorie“ bestimmt, sei – zumindest in dieser Hinsicht – zudem deren Wissenschaftlichkeit bezweifelt.

Zum Glück hat die Kommunikationswissenschaft jedoch keine verbindliche Methode. Das ist gut. Da Methoden Hilfsinstrumente sind, mit denen die eigenen Erkenntnisinteressen einer effizienten Problemlösung zugeführt werden sollen, werden Anleihen in den Nachbardisziplinen ebenso notwendig wie legitim. Das gelingt der Kommunikationswissenschaft in den letzten Jahren fast nur noch in Anschluss an die Sozialwissenschaften, erheblich weniger hingegen an die Geisteswissenschaften. Das ist schlecht.

Damit bin ich beim letzten Punkt:

Ad 6.) Die Kommunikationswissenschaft ist kaum noch an die historischen Wissenschaften anschlussfähig. Das beginnt semantisch: Es ist mehr als ein Buchstabenstreit, wenn in der deutschen Kommunikationswissenschaft nicht wenige von „Mediatisierung“ (ein Anglizismus) reden, wenn sie das Phänomen der Medialisierung bezeichnen. Sie signalisieren damit zugleich den Historikern, dass ihnen deren ältere (staatsrechtliche) Begriffsbedeutung der Mediatisierung (v. a. für die Vorgänge von 1803/1806) entweder fremd oder unwichtig ist. Auch kennt oder nutzt die Kommunikationswissenschaft nicht die Leitunterscheidung von Quellen und Literatur (s. o.). Dabei trifft sie durchaus ähnliche Unterscheidungen, z. B. zwischen Primär- und Sekundärliteratur oder Daten und Literatur.

Eine gemeinsame Semantik erzeugt Anschlussfähigkeit, die fehlende gemeinsame Sprache unterminiert diese. Das ist zwar bedauerlich, die Feststellung liefert aber noch kein logisches Argument, warum die Kommunikationswissenschaft auch heute noch an die Geschichtswissenschaft anschlussfähig sein sollte. Darum zunächst einmal eine Beobachtung: In einer Akkreditierung, an der ich einmal beteiligt war, war ein guter Studiengang zu beurteilen, der trotz des Renommées der beteiligten Hochschullehrer und trotz einer insgesamt stringenten Strukturierung und Ausstattung an einem zentralen Mangel krankte: Im Zentrum des Studiengangs stand der Wandel von Medien, Öffentlichkeit und Kommunikation. Die längerfristige diachrone Perspektive hatte in der Studienorganisation gleichwohl keinen Platz. Um bei der Frage des Wandels aber belastbare Ergebnisse jenseits